

AN DER
STECHBAHN

*Erlebnisse und Berichte
aus dem Büro Grüber
in den Jahren der
Verfolgung*



AN DER STECHBAHN



AN DER STECHBAHN

*Erlebnisse und Berichte
aus dem Büro Gräber
in den Jahren
der Verfolgung*



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
BERLIN

*Herausgegeben von der
Evangelischen Hilfsstelle für ehemals Rasseverfolgte in Berlin*

*Copyright 1951 • Evangelische Verlagsanstalt GmbH, Berlin
Lizenz Nr. 332 SMA • 260/176/50 • Alle Rechte vorbehalten*

Im Dezember des Jahres 1950 jährte sich zum zehnten Male der Tag, an dem das Büro Grüber seine Arbeit aufgeben mußte und die Tore des Konzentrationslagers hinter Pfarrer Grüber geschlossen wurden. So ist es wohl angebracht, einmal Rückschau auf diese Zeit zu halten, in der Christen aller Länder sich zusammenfanden, um die Gefährdeten zu schützen und die Verfolgten zu retten.

Es kann in diesen Blättern kein lückenloser Bericht gegeben werden, da alle Aufzeichnungen und Dokumente bei der Schließung des Büros beschlagnahmt und wahrscheinlich später vernichtet wurden. Die Mitarbeiter sind bis auf ganz wenige Ausnahmen Opfer des Terrors geworden, viele sind im Gefängnis oder Konzentrationslager umgekommen, einige an den Folgen der Illegalität gestorben, andere – wie die Sekretärin des Büros, Inge Jacobsen – auf der Flucht er-

schossen. Die Berichte der Überlebenden aber sind uns ein Zeugnis dafür, daß es in unserm Volk eine Gemeinschaft von Leidenden und Opfernden gab, die aus einer Liebe lebten und in Leid und Opfer einem Herrn folgten.

Als mit Beginn des Hitlerregimes die Diffamierung und Verfolgung der „Juden“ einsetzte, waren manche Christen jüdischer Abstammung der Meinung, daß sie nicht davon betroffen würden, da sie aufgehört hätten, Juden zu sein. Es war eine völlige Verkennung der Situation, denn dem Nationalsozialismus lag daran, das auszurotten, was er als zur jüdischen Rasse gehörig bezeichnete. Die offiziellen Organe der Evangelischen Kirche in Deutschland, die wesentlich unter dem Einfluß der Deutschen Christen standen, fanden nicht den Mut, sich für diese Mitchristen einzusetzen, denen gegenüber die Kirche durch die Taufe auch eine besondere Verpflichtung übernommen hatte. Dagegen wurde in der Bekennenden Kirche von Anfang an die Not dieser Menschen erfaßt, und ihre Pfarrer suchten überall da, wo Leid und Not aufbrach, den Verfolgten mit Trost und Rat beizustehen. Die Kirchen des Auslandes verstanden das Problem nicht, da für sie der Jude noch Bekenner einer Religion und nicht der

Angehörige einer Rasse war. Der erste führende Kirchenmann des Auslandes, der seine Hilfe zusagte, war der Bischof von Chichester, ohne dessen tatkräftigen Einsatz manche Arbeit nicht hätte in Angriff genommen werden können. Seine Schwägerin, Miß Laura M. Livingstone, war dann auch die erste Engländerin, die nach Deutschland kam, um in dieser Arbeit die Verbindung mit der englischen Kirche und den Kirchen der Welt aufzunehmen. Viele, denen sie damals geholfen hat, stehen heute noch mit ihr in Verbindung und gedenken ihrer in tiefer Dankbarkeit.

Die evangelischen Christen jüdischer Abstammung hatten sich zu einer Organisation zusammengeschlossen, die den Namen „Paulusbund“ führte. Es fehlte jedoch dieser Organisation die nötige Stoßkraft, und hinsichtlich der Auswanderung und Betreuung der Verfolgten kam man über Anfangsversuche nicht hinaus. Immer stärker trat es nun in Erscheinung, daß die nichtarischen Christen von ihrer offiziellen Kirche vergessen und von denen, die mit ihnen einer Abstammung waren, abgelehnt und teilweise verachtet wurden. Pfarrer Grüber, der als nebenamtlicher Geistlicher der holländischen Gemeinde immer wieder von Auswanderungswilligen gebeten wurde, sich bei der

holländischen Regierung zu verwenden, erkannte das Fehlen einer Organisation auf dem Boden der evangelischen Kirche, die diese Arbeit mit ganzer Kraft aufnahm. Auf seine Veranlassung hin fand eine Besprechung führender Männer der Bekennenden Kirche statt, darunter Superintendent Albertz, Superintendent Diestel, Pfarrer Maas-Heidelberg, Dr. Perels, denen Grüber die Pläne für den Aufbau und die Durchführung einer solchen Arbeit vorlegte. Sein Vorschlag ging dahin, einen Mann zu gewinnen, der hauptamtlich diese Aufgabe durchführte und von der kirchlichen Arbeit freigestellt wurde. Pfarrer Grüber schlug den Pfarrer Hermann Maas aus Heidelberg vor, der eine große Erfahrung auf diesem Gebiet gesammelt hatte und der auch die nötigen Voraussetzungen mitbrachte, da er nicht nur im Auslande, sondern auch in Deutschland als ein warmherziger Freund der „Menschen aus Israel“ bekannt war. Pfarrer Maas indes wollte seine Arbeit in Heidelberg nicht aufgeben, und Grüber selbst glaubte, auf seine Arbeit in Kaulsdorf nicht verzichten zu können, zumal er noch Seelsorger an der niederländischen Gemeinde und Mitglied der Leitung der Bekennenden Kirche war. In der Versammlung wurde Grüber nun

gebeten, wenigstens vorläufig diese Arbeiten zu übernehmen. Da aber trotz eifrigen Suchens auch später kein geeigneter Mann gefunden wurde, führte Grüber diese Aufgabe weiterhin durch. Seine große Gemeinde in Kaulsdorf hat ihm in dieser Zeit viel Verständnis entgegengebracht, und sonntags fanden sich in dem Kaulsdorfer Gotteshaus viele Menschen aus ganz Berlin ein, die unter der Kanzel von Grüber Trost und Kraft in den schweren Kämpfen suchten, die ihnen bevorstanden. Im Pfarrhaus in Kaulsdorf war die Familie Grüber einschließlich der beiden jungen Söhne oft genug täglich und nächtlich damit beschäftigt, Kundgebungen der Bekennenden Kirche und in gleichem Geist geschriebene Dokumente, auch der führenden katholischen Kirchenmänner, in heimlicher Arbeit im Keller des Hauses zu vervielfältigen. Als im November 1938 die Verfolgungen in Berlin die Menschen aufschreckten, sprach es sich auch in den Kreisen der Glaubensjuden herum, daß es in Kaulsdorf ein Pfarrhaus gäbe, das Flüchtende aufnahm. Um die vielen Schutz- und Hilfesuchenden, die in der Nacht einströmten, nicht zu gefährden, waren in jenen Tagen die Glieder der Bekennenden Gemeinde Kaulsdorf Tag und Nacht unterwegs, um Unter-

schlupf in den Lauben und Siedlungswohnungen ausfindig zu machen.

Der Mittelpunkt der ganzen Arbeit war zunächst das Büro Grübers in der Oranienburger Straße 20. Es gehörte der britischen Missionsgesellschaft Hebrew Christian Testimony to Israel, die unter dem Prediger Poms hier jahrelang gearbeitet hatte. Seine Tätigkeit wurde sehr bald verboten, und er wanderte nach England aus, während seine Missionsschwester Maly Kagan weiterhin mit dem Büro Grüber zusammenarbeitete. Die Mission stellte das Haus dem Büro Grüber unentgeltlich zur Verfügung. Dort wurde auch später die Schule untergebracht.

Vom Februar des Jahres 1939 ab wurde dann die Arbeit in das Haus an der Stechbahn verlegt, da das Büro in der Oranienburger Straße für die ratsuchenden Menschen zu klein geworden war. Als Pfarrer Grüber Mitte Januar 1939 im Flugzeug aus England zurückkehrte, teilte ihm sein Freund und Mitarbeiter Werner Sylten mit, daß die Räume in der Oranienburger Straße nicht mehr ausreichten. Grüber wagte es daraufhin, das Haus an der Stechbahn zu mieten, trotzdem für die teure Miete und die Verwaltungskosten keinerlei Sicherungen bestanden. Der Krieg

hat das Haus zerstört, die Erinnerung an diesen Namen aber ist noch in vielen Herzen lebendig. Das Wirken des Büros Grüber ist bereits Geschichte geworden, die Geschichte eines kleinen Keims, aus dem ein Baum erwuchs, in dessen Schatten viele gejagte Menschen Trost fanden.

Es war ein altes Patrizierhaus unweit des Berliner Schlosses, in das Pfarrer Grüber mit seinen Mitarbeitern zog. Auf der großen Treppe flutete, sobald die Zeitungen eine neue Bestimmung gegen die Juden veröffentlichten, ein Strom von Menschen hin und her, die in dem großen Empfangsraum, der zugleich Warteraum war, zunächst einmal aufgenommen und nach ihren Wünschen gefragt wurden.

Die Arbeit war folgendermaßen aufgeteilt:

Zunächst waren die Hauptstelle und der Beirat in Berlin im Haus an der Stechbahn. (Es gab übrigens Nebenstellen, die mit Vertrauensleuten besetzt waren, in allen deutschen Ländern und Provinzen.) Die einzelnen Arbeitszweige zerfielen in

die Auswanderer-Beratung (Vorbereitung und Durchführung der Auswanderung einschließlich der Kinder-Auswanderung und Planung von Siedlungen),

Stellenvermittlung nach dem Ausland,
Wohlfahrtsabteilung (Geldunterstützungen und
Textilspenden aus der Kleiderkammer),
Rechtsberatung,
Familienschule mit Abhaltung von Gottesdien-
sten und Erteilung des Religionsunterrichts.

Zu dem Beirat gehörten außer den vier Abteilungsleitern die Herren Superintendent Albertz, Pastor Braune, Amtmann Schako und Rechtsanwalt Dr. Arnold. Von den Leitern der Zweigstellen hatten Vikarin Staritz in Breslau und Pfarrer Maas in Heidelberg ihre Tätigkeit mit Maßnahmen der Gestapo zu büßen. Vikarin Staritz kam ins Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, während Pastor Maas in ein Arbeitslager eingewiesen wurde. Frau Schrade, die Leiterin der Hilfsstelle für Thüringen, wurde, da sie selbst jüdischer Abstammung war, nach Theresienstadt verschleppt. Ihr Mann, früher Direktor der Zeiß-Werke, der sich von seiner Frau nicht scheiden lassen wollte, kam in ein Arbeitslager. Der kleine Sohn der beiden blieb ohne Betreuung zurück.

In einigen Städten übernahm die Bekennende Kirche durch ihren Bruderrat die Arbeit, so in Köln Pastor

Enke, in Dresden Martin Richter, in Leipzig Pastor Böhme. In anderen Orten hatten die Bezirksstellen der Inneren Mission sich bereitgefunden, die Arbeit zu übernehmen, in Frankfurt am Main Pastor Schumacher, in München Pastor Zwanziger – später Pastor Hofmann –, in Braunschweig Pastor Dieckerhoff, in Bremen Pastor Heyne, in Münster Pastor Möller. In vielen Städten waren es aber auch Männer und Frauen, deren geistige Einstellung sie für diese Arbeit besonders geeignet machte, so in Pommern Margarete Lachmund, die zu den Quäkern gehörte, in Kassel Frau Gertrud Reese, in Hamburg Frau Dr. Feldner, um nur einige Namen zu nennen. Die Leiter dieser Hilfsstellen im Reich standen mit dem Berliner Büro in dauernder brieflicher und persönlicher Verbindung und wurden alle sechs bis acht Wochen zu Besprechungen in Berlin und an anderen Orten Deutschlands zusammengefaßt. Bei diesen Zusammenkünften stellte sich heraus, daß, obwohl die Richtlinien der SS einheitlich waren, die Durchführung im Reiche selbst verschieden gehandhabt wurde. Am rücksichtslosesten waren die SS-Dienststellen in Breslau und Kassel, während die Stellen in Hamburg und Bremen sich teilweise zu einer menschlicheren

Durchführung der befohlenen Maßnahmen verstanden. Helene Jakobs, eine Frau, die ihren mutigen Einsatz für die Verfolgten mit einer längeren Freiheitsstrafe büßen mußte, hat in einem ausgezeichneten Aufsatz der Zeitschrift „Unterwegs“ noch einmal die Situation dieser Menschen umrissen:

„Es mag angebracht sein, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, welches damals, bevor die Verschleppungen begannen, in Berlin die normale Situation eines jüdischen Menschen war. Bei jedem Schritt aus der Wohnung mußte der weithin sichtbare gelbe Stern angelegt werden. Innerhalb der von außen in gleicher Weise gekennzeichneten Wohnung war man aufs äußerste zusammengepfercht. Jede Verbindung mit der übrigen Welt durch Telefon, Radio oder persönlichen Verkehr war unterbunden. Lebensmittel konnten nur zu besonders vorgeschriebener Stunde auf besonders gekennzeichnete Lebensmittelkarten eingekauft werden. Gewisse wichtige Nahrungsmittel, wie Fisch, Fleisch und andere Eiweißträger wurden gänzlich entzogen. Alle Berufsmöglichkeiten waren verschlossen. Zugleich bestand schärfster Arbeitszwang. Das bedeutete schwerste körperliche Arbeit bei ungenügender Ernährung in besonderen Abteilungen

der Rüstungsfabriken bis zum Zusammenbrechen. Während der immer häufiger werdenden Luftangriffe mußte ohne Rücksicht auf die Gefahr durchgearbeitet werden oder – wenn sich dies technisch nicht durchführen ließ – mußten die versäumten Stunden nachgeholt werden. Die Benutzung der Verkehrsmittel war allgemein verboten. Nur wenn der Arbeitsweg mehr als sieben Kilometer betrug, wurde eine Erlaubnis dafür erteilt. Nicht nur waren alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens, wie Theater, Kinos, Bibliotheken, öffentliche Parks, Museen usw., versperrt, selbst Ruhebänke auf öffentlichen Plätzen und Anlagen trugen die Aufschrift „Für Juden verboten“. Badeanstalten, Friseurgeschäfte konnten nicht besucht werden. Waschanstalten durften die jüdische Wäsche nicht waschen. Schuhe konnten nicht besohlt werden. Ja, es war sogar das Betreten ganzer Straßen und Viertel verboten. Nach acht Uhr abends durften die Straßen nicht mehr begangen werden, außer mit besonderem Ausweis für den Heimweg von der Nachtschicht. Auch die Kinder mußten den Stern tragen. Ein Verkehr mit anderen Kindern war also unmöglich. Schließlich wurden die jüdischen Schulen geschlossen, so daß die Kinder ohne jeden Unterricht

blieben. Meist mußten sie die Hausarbeit verrichten, während die Eltern in der Fabrik arbeiteten. So waren die Gequälten in der Mausefalle ihrer gekennzeichneten Wohnung ständig dem Zugriff der Gestapo ausgesetzt.“

In den Novembertagen des Jahres 1938 gab es die ersten Zusammenstöße mit der Gestapo in der Sorge um die Menschen, die in ein Konzentrationslager verschleppt waren. Alle, denen eine Auswanderungsmöglichkeit nachgewiesen werden konnte, wurden damals aus dem Lager entlassen.

Von den holländischen Kirchen wurde Herr M. Slotemaker de Bruine mit seiner Frau aus Holland gesandt, um die Möglichkeiten der Auswanderungsbetreuung in persönlicher Fühlungnahme mit den Verfolgten zu besprechen.

Es bildete sich das „Komitee voor uitgewekenen van ras en geloof“, das unter der Leitung des Völkerrechtlers der Freien Universität Amsterdam, Professor Rutgers, und der Sekretäre Herr Mann und Fräulein. Avis unermüdlich tätig war.

Im Dezember 1938 erhielt Pfarrer Grüber vom Bischof von Chichester 45 Blanko-Visa für Pfarrer und kirchliche Arbeiter, die im Konzentrationslager wa-

ren und die auf Grund dieses Visums die Einreisegenehmigung für England erhielten.

Zum ersten Male öffneten sich in größerem Umfang die Tore der Welt, da nun auch die Christen der Welt anfangen, ihre Verpflichtung zu begreifen. Neben die legale Auswanderung trat die illegale, die sehr kostspielig war, aber bei drohender Verhaftung der Verfolgten immer wieder versucht werden mußte. Alle Auswanderungsplanung wurde in Deutschland in engster Zusammenarbeit mit der katholischen Raffaelsorganisation und ihrem tatkräftigen Präsidenten, Bischof Berning-Osnabrück, und dem Generalsekretär, Pater Grösser, durchgeführt. In den meisten Ländern hatten sich Komitees gebildet, die nicht nur die Einwanderungsschwierigkeiten zu beseitigen suchten, sondern auch den Eingewanderten mit Rat und Hilfe zur Seite standen.

In Schweden war es vor allen Dingen die Svenska Israelsmissionen, die unter Leitung von Direktor Pernow sich der deutschen Flüchtlinge mit gleicher Liebe annahm wie Pastor Jellinek, der aus Wien stammte, wo die Svenska Israelsmissionen eine besondere Judenmissionsstation in der Seebachgasse hatte.

Die englische Arbeit war im wesentlichen im Ger-

man Emergency Committee zusammengefaßt, das im Bloomsbury House seinen Sitz hatte.

Die Schweizer Kirche hatte ein groß durchgeführtes Flüchtlingswerk, das zunächst von Pfarrer Rhenus Gelpke in Bonstetten und später von Pfarrer Voigt in Zürich geleitet wurde.

Besonders tätig war auch die Hebrew Christian Alliance, deren verdienstvoller Präsident, Pfarrer Dr. Frank von der Jerusalemskirche in Hamburg, mit seinen Mitarbeitern hatte auswandern müssen. Der Vizepräsident, Rev. Nahum Levison aus Edinburgh, war einer der ersten, die mit namhaften Geldbeträgen die Arbeit förderten und sich unermüdlich für die Auswanderung nach Großbritannien einsetzten, ebenso wie das schottische Hilfskomitee unter seinem Generalsekretär.

Der amerikanische Zweig der Hebrew Christian Alliance sandte auch mehrfach seinen Generalsekretär, Rev. Jacob Peltz aus Chikago, nach Europa, um Hilfs- und Auswanderungsmöglichkeiten zu besprechen. Materielle Hilfe wurde den verfolgten Christen in erheblichem Maße auch durch die schottische Kirche zuteil.

Die Auswandererhilfe des Büros Grüber unterhielt

Beziehungen zur ganzen Welt. Für die Auswanderung nach Brasilien hatte sich der Berliner Vertreter der Brasilpropaganda, Coronel Gaelzer-Netto, besonders eingesetzt, der auch die Verbindungen zu dem damaligen Präsidenten von Brasilien, Vargas, herstellte.

Die Versuche, in Verbindung mit der Schwedischen Mission in Abessinien eine Siedlung zu gründen, scheiterten am Ausbruch des italienisch-abessinischen Krieges. Dafür wurden einige Siedlungskolonien in mittelamerikanischen Staaten unter äußerst schwierigen Verhältnissen aufgezogen. Mit der türkischen Nationalbank wurde wegen der Unterbringung hochqualifizierter Leute verhandelt. Die Pläne, auf den Philippinen in Mindanao eine Siedlung anzulegen, kamen nicht über die Vorarbeiten hinaus.

Die dem Innenministerium angegliederte Auswanderungsabteilung unter dem Oberregierungsrat von Freeden und dem Amtmann Schako ließ dem Büro alle Hilfe zuteil werden und hatte sogar aus Reichsmitteln einen Betrag zur Fortführung der Arbeit zur Verfügung gestellt. Nach Ausbruch des Krieges wurden die Auswanderungsmöglichkeiten immer beschränkter. Die Deutschland benachbarten, nicht mit ihm im Krieg befindlichen Länder weigerten sich, we-

gen der drohenden Kriegsgefahr und der Verknappung der Lebensmittel noch Einwanderer aufzunehmen. Trotzdem versuchten immer wieder Menschen, illegal in die Schweiz zu kommen. Eine legale Auswanderungsmöglichkeit, die aber sehr viel Geld kostete, bestand noch über die Schweiz und Lissabon mit dem Flugzeug nach Amerika oder mit dem Schiff über Genua. Die Seereise war allerdings durch die Minengefahr sehr schwierig, da das Mittelländische Meer stark mit Minenfeldern belegt war.

Das Büro wurde immer wieder vor neue Aufgaben gestellt. So war für eine Frau, die nach Südamerika auswandern wollte, mühsam das Geld für die Schiffspassage gesammelt. Die Preise für Schiffspassagen waren infolge des Risikos sehr gestiegen, und die einzige italienische Linie weigerte sich bald, deutsche Mark anzunehmen. Eine Betreute, die über Genua ausreisen wollte, geriet mit dem Dampfer zweimal auf Minen und wurde als Schiffbrüchige ohne Hab und Gut wieder nach Genua zurücktransportiert. Es mußte so wiederum eine neue Schiffspassage mit ausländischer Währung ermöglicht werden.

Dagegen erschloß sich jetzt eine neue Möglichkeit, die früher wenig benutzt worden war. Die Auswan-

derer konnten mit der transsibirischen Bahn nach Schanghai fahren, wo sie zwar aufgenommen wurden, sich aber äußerst schwierigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen gegenüber sahen. Gerade im ersten Kriegsjahr konnte noch manchem dieser Weg eröffnet werden, bis dann auch die sowjetischen Bahnen keine deutsche Mark mehr annahmen und die Bezahlung in fremdländischer Währung forderten. In vielen Ländern hatte der Krieg für die Ausgewanderten, die ihrer Nationalität nach noch Deutsche waren, Behinderungen im Gefolge. Die Not der nach Schanghai ausgewanderten Menschen ist ja hinreichend bekannt. England schickte viele der in letzter Zeit ausgewanderten Rasseverfolgten, insbesondere die Mischlinge, nach Übersee. Die in Holland und Belgien befindlichen Flüchtlinge kamen in das Kriegsgeschehen hinein und hatten teilweise einen großen Leidenszug vor oder mit der kämpfenden Truppe durchzustehen.

Pfarrer Grüber tat alles, um den Christen jüdischer Abstammung in Holland ein Asyl zu verschaffen. Die Menschen, deren letzte Rettung die Auswanderung war, kamen aus allen sozialen und Bildungsschichten, zumeist waren es getaufte Juden aus Mischehen, die

mit ihren arischen Frauen Deutschland verlassen wollten. Es war eine tiefe Tragik, daß diese Menschen nach der Ankunft in Holland, wo sie Frieden und Freiheit erwartet hatten, sofort von der holländischen Polizei verhaftet und in Lager gebracht wurden. Von einem Lager wurden sie ins andere verschleppt, ein jahrelanges Martyrium, das grausig wurde, als die deutsche Gestapo das große Judenlager Westerbork übernahm und es zum riesigen Durchgangslager für die Massendeportationen der Juden wurde.

Zum Kreis derjenigen, die unablässig bemüht waren, möglichst viele der Schützlinge des Büros Grüber vor ihren Verfolgern zu retten, gehörte Pfarrer Dr. A. Freudenberg, der im Jahre 1939 vom Ökumenischen Rat zum Generalsekretär für Flüchtlingsfragen ernannt wurde. Bis zum Ende des Jahres 1940 versuchte die Gestapo noch, durch Erzwingen der Auswanderung Deutschland von den Juden zu reinigen, ein gemeinsamer Besuch aber, den Pastor Freudenberg zusammen mit Pfarrer Grüber damals bei der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße machte, zeigte, daß den Verfolgern die Abwanderung zu lange dauerte und brutalere Maßnahmen bevorstanden.

Eine ganz besonders schwierige Frage war schon in

jener Zeit die Finanzierung des Unternehmens. Die Lebensgefahr, in der viele Menschen ihrer Abstammung wegen schwebten, wurde von Unzähligen einfach nicht erkannt. Die Zusammenarbeit mit der Reichsvereinigung der Juden wurde unter diesen Umständen von Monat zu Monat enger. Das Büro mußte in steigendem Maße stellvertretend für die jüdischen Organisationen reden und handeln, wo jenen dies infolge ihrer besonderen Gefährdung nicht möglich war. Hauptsächlich handelte es sich um den Verkehr mit den Reichsbehörden, zu denen die Mitglieder der Reichsvereinigung keinen unmittelbaren Zutritt hatten. Immer wieder waren neue Schikanen geplant, und es mußte der Versuch gemacht werden, mit den entsprechenden Behördenstellen zu verhandeln, um eine Verzögerung oder eine Milderung der Maßnahmen herbeizuführen. Immer wieder mußten Verhandlungen mit dem Reichsernährungsamt geführt werden wegen der Beschränkungen der Rationen für die Juden. Es war vor allen anderen der Berliner Rats Herr Peschke, der dem Reichsernährungsministerium immer wieder neue Schikanen vorschlug. Im Ministerium selbst versuchte der Sachbearbeiter Dommaschk nach Möglichkeit helfend einzugreifen. Seiner Mit-

wirkung war es auch zu verdanken, daß es Grüber gelang, für die jüdische Gemeinde zum Pessach-Fest 1940 das Mehl zur Bereitung der Mazze zu beschaffen. Das Mehl war von ausländischen Kreisen in Ungarn gekauft worden, und die SS-Stellen suchten zu verhindern, daß die Einfuhr des Mehls genehmigt wurde, nur um der jüdischen Gemeinde Schwierigkeiten zu bereiten.

Auch mit dem Wirtschaftsministerium mußten ständig neue Verhandlungen wegen des Transfers geführt werden. Hier versuchte der später im Zusammenhang mit der Goerdeler-Affäre verhaftete Ministerialrat Landwehr Erleichterungen zu schaffen. Zum ersten größeren Konflikt kam es im Februar 1940, als die Juden aus Pommern nach Polen abtransportiert wurden. Gauleiter Schwede-Koburg hatte der SS die Provinzialheime abgetreten und als Entgelt den Abtransport der Juden gefordert. In einer kalten Februarnacht wurden die Menschen aus ihren Wohnungen geholt, darunter Alte, Frauen, Kinder, Schwervkriegsbeschädigte, und auf dem Stettiner Güterbahnhof in ungeheizte Güterwaggons verladen, um nach Polen verschleppt zu werden. Der damalige kommandierende General von Stettin schickte Pfarrer Grüber sei-

nen Adjutanten und bat ihn, gegen diese Maßnahmen zu protestieren. Grüber wandte sich an alle höheren Regierungs- und Parteistellen, von denen einige sich dann wieder mit Himmler in Verbindung setzten und um Aufklärung baten, so in erster Linie das Ministerium Hermann Göring. Die Folge war, daß Grüber zur Gestapo bestellt wurde und man ihm bedeutete, er hätte mit anderen Maßnahmen zu rechnen, wenn er noch einmal solche Schritte unternähme. Als Grüber darauf den Gestapobeamten antwortete, solange er die Möglichkeit habe, werde er nicht aufhören, zu reden und zu arbeiten, erwiderte man, die Gestapo hätte die Möglichkeit, auch Männern wie ihm das Handwerk zu legen.

Im September 1940 wurden die Juden aus Baden, Pfalz und dem Saargebiet verhaftet. Der Leiter der Aktion war der ehemalige Studentenfürher und damalige SS-Führer Scheel. In den Waffenstillstandsbedingungen hatte Frankreich die Verpflichtung übernommen, die Juden aus Elsaß-Lothringen in den von den Deutschen nicht besetzten Teil Frankreichs zu nehmen. Die Zahl der elsäß-lothringischen Juden war gering. So hat man dann die westdeutschen Juden – darunter angesehene Hochschullehrer aus Heidelberg –

schnell verhaftet und sie, als elsäß-lothringische Juden deklariert, den Franzosen zugeschoben. Als die Franzosen den Betrug merkten, konnten sie protestieren; es geschah auch bei den Waffenstillstandsverhandlungen in Wiesbaden, aber es nützte nichts, die armen Menschen wurden von den Franzosen am Fuße der Pyrenäen interniert in einem Lager, das früher Spanienkämpfer beherbergte.

Uns liegt ein genauer Bericht über die Zustände im Lager vor. Er stammt von dem Mannheimer Präsidenten der jüdischen Gemeinde, der selbst in Mischehe lebte und freiwillig mit ins Exil ging. Auch die Oberin des jüdischen Krankenhauses in Mannheim hätte zurückbleiben dürfen, aber sie erbat sich gleichfalls die Erlaubnis, die Gemeinde in die Verbannung zu begleiten. Das Wirken dieser tapferen Frau wurde in Gurs vielen an Leib und Seele Hilfsbedürftigen zum Segen.

Pfarrer Maas berichtet auch von der Seelsorgearbeit, die im Lager durch einzelne Geistliche geleistet wurde. Im Jahre 1942 trat eine nicht ganz kleine Schar zum Christentum über. Die Lage der Evakuierten verschlechterte sich ständig. Die Ernährung war mehr als kümmerlich. Genau so stand es mit den sanitären Ein-

richtungen, und als dann auch noch dieser Teil Frankreichs in deutsche Gewalt kam, verschlechterte sich die Lage zusehends. Die Abtransporte nach Polen begannen, es war ein Abtransport in die Hölle der Gaskammern, in der ungezählte Menschen zugrunde gingen.

Nach den Berichten von Pfarrer Maas sind aus Baden etwa 7000 Menschen abtransportiert worden, etwa 40 von ihnen sind am Leben geblieben. Genau wie Pfarrer Maas und Pfarrer Freudenberg war auch Pfarrer Grüber unablässig bemüht, das Los der Menschen im Camp de Gurs zu verbessern. Er wurde darin wesentlich von Admiral Canaris und Oberst Oster unterstützt, zwei Männern, die im Zusammenhang mit den Ereignissen des 20. Juli 1944 ihr Leben verloren.

Es zeigte sich bald, daß neben der Auswanderungsabteilung eine umfassende Unterstützung für die Menschen nötig wurde, die wegen ihres Alters oder aus anderen Gründen nicht auswandern konnten oder nicht auswandern wollten.

Die Rechtsabteilung, die im Büro Grüber eine Zeitlang bestehen durfte, wurde später verboten, aber unablässig waren die Mitarbeiter bemüht, das Los ihrer Glaubensbrüder zu erleichtern. Wichtig war es vor

allem, daß es Pfarrer Grüber mitgelang, den Begriff der „privilegierten Mischehe“ zu schaffen, der unzähligen Verfolgten Freiheit und Leben rettete. Er brachte es auch fertig, einen Teil seiner Betreuten in den Kreis der Mischlinge hineinzuschieben und so die ärgste Bedrohung von ihnen abzuwenden. Er lief mit seinen jungen Schützlingen von einer Stelle zur anderen, um den komplizierten Vorschriften der Rassegesetzgebung gerecht zu werden und zu erreichen, daß die getauften unter ihnen nicht mehr zur jüdischen Gemeinde gezählt wurden. Auf diesen Mischlingen lastete ja ein besonders schweres Los, da sie sowohl von jedem Studium wie auch von jeder Heiratsmöglichkeit ausgeschlossen waren. Viele dieser jungen Menschen denken heute noch in Dankbarkeit an die Freizeiten zurück, zu denen sie damals von Grüber zusammengefaßt wurden.

Als die Verfügung hinsichtlich des Schulbesuchs der Kinder nichtarischer Abstammung erlassen war, richtete die jüdische Gemeinde eine Sonderschule ein. Es stellte sich aber heraus, daß es sich hier um eine ausgesprochene Konfessionsschule handelte, deren Besuch für die christlichen Kinder nicht möglich war. In Verbindung mit der katholischen Hilfsstelle wurde

deshalb im Hause Oranienburger Straße eine Schule mit vier Klassen und einer Aufbauklasse mit fremdsprachlichem Unterricht eingerichtet. Die Schule wurde nicht als öffentliche Schule anerkannt, aber doch in ihrer Arbeit geduldet, und die Lehrer und Lehrerinnen dieser Schule, die im wesentlichen auch dem Kreis der Verfolgten angehörten, waren Angestellte des Büros Grüber.

Auch die Kandidaten der Bekennenden Kirche und die Leiterin der Schulabteilung im Bruderrat der Bekennenden Kirche, Vikarin Hunsche, beteiligten sich am Unterricht. Die Leitung der Schule lag in den Händen von Dr. Reisner, der diesen Kindern auch Konfirmandenunterricht erteilte und verschiedene Bibelkreise einrichtete.

Berichte der wenigen überlebenden Mitarbeiter des Büros geben ein erschütterndes Bild von den Schicksalen der Menschen, die sich hier zusammenfanden. Schon das materielle Elend der getauften, aus Polen eingewanderten Juden, die in dieser Zeit mit ihren Familien meist noch an die Möglichkeit einer Rettung glaubten, war erschütternd. Aber auch für die alleingesessenen Berliner Familien und Einzelpersonen fanden sich schwer Wege der Hilfe.

Da war die frühere Oberin eines Seuchenlazarets, die jahrelang die Fürsorgeabteilung im Polizeipräsidium geleitet hatte, die, bevor die Aufforderung zur Deportation an sie erging, ihr eigenes Begräbnis genau vorbereitete, von ihren Freunden Abschied nahm, und den Pfarrer bestimmte, der an ihrem Grab sprechen sollte, ehe sie das Gift nahm.

Da waren die beiden Brüder — der eine Regierungsrat im Berliner Polizeipräsidium, der andere Geschäftsführer der Treptower Sternwarte —, die wochenlang vorher das Erhängen übten, ehe sie Selbstmord begingen.

Da waren aber auch andere, die glaubten, aus religiösen Gründen einen Selbstmord nicht verantworten zu können, so die Pianistin Frau H. D., die Schülerin von Frédéric Lamond, die nach Theresienstadt verschleppt wurde und sich dort die letzte Möglichkeit einer Rettung über die Schweiz verscherzte, indem sie den Namen ihrer arischen Verwandten verschwieg, weil sie fürchtete, diesen schaden zu können. Oder das junge Ehepaar K. mit dem kleinen Töchterchen, das Beziehungen zu ostpreußischen Pfarrerkreisen hatte und dem sich die Tore vieler Pfarrhäuser willig geöffnet hätten, die sich aber beide zu der Anschauung

durchdringen, daß es ihre Aufgabe sei, ihr Schicksal hinzunehmen und zu tragen.

Die Erlebnisse derer, die den anderen Weg wählten und in die Emigration auswichen, waren auf dem dunklen Hintergrund des ewigen Gehetzt- und Gekjagdseins so farbig und vielfältig, daß es sich lohnen würde, jedem einzelnen dieser verschlungenen Menschenwege nachzugehen.

Wir wollen hier ein Beispiel für viele zeigen.

Frau Dr. St., eine Ärztin, evangelische Christin jüdischer Abstammung, im vierzigsten Lebensjahr stehend, mit allen Fasern ihres Herzens an der deutschen Heimat hängend, wurde nach den Ereignissen der Kristallnacht von ihren Freunden zur Flucht gedrängt. Sie hatte durch eine Schicksalsfügung einige Monate vorher im Büro Grüber auf einer Durchreise eine Belgierin, Deutsche von Geburt, kennengelernt und wurde mit großzügiger Geste auf ihre Besetzung in der Nähe von Antwerpen eingeladen. In Belgien bemühte sie sich sofort, eine Arbeit zu finden, aber überall versagte man ihr die Arbeitsgenehmigung. Den Verbindungen ihrer Gastgeberin gelang es, die Aufenthaltsgenehmigung Monat für Monat zu verlängern. Der neugewonnene belgische Freundeskreis

half mit, ein Land zu suchen, das Arbeit und Aufenthaltsgenehmigung erteilte. Eine Einladung aus Indien traf für sie ein, sie erhielt die Einreisegenehmigung nicht; man fand ein Hebammenausbildungslager in Kapstadt für sie, die Einreise wurde abgelehnt. Immer wieder spielte sich dasselbe ab, es fanden sich hilfsbereite Menschen, die die Not der Emigrantin zu ihrer eigenen machten, aber in allen Ländern versagten die Behörden. Der Ausweisungstag rückte näher. Die Fahrkarte war schon in ihrer Tasche, Freunde rieten in dringenden Telegrammen von der Rückkehr ab, aber niemand vermochte ihr zu sagen, wo sie sich hinwenden sollte. In ihrer Ratlosigkeit nahm sie eine Schiffskarte nach Dänemark, obgleich sie wußte, daß sie aller Voraussicht nach an der Grenze zurückgewiesen wurde. Durch das Entgegenkommen dänischer Beamten, die ihre Lage durchschauten, gelang der Übergang. Für einen Augenblick war sie in Sicherheit. Dann begann wieder das Bemühen, Arbeit und Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten. Sie mußte sich verpflichten, weder bezahlte noch unbezahlte Arbeit anzunehmen. In einem Diakonissenhaus in Kopenhagen durfte sie helfen, aber sie wußte, wer ihr Arbeit gab, verletzte das Gesetz seines Landes. Der Krieg

brach aus, die Deutschen besetzten Dänemark. Damals war Frau Dr. St. nicht mehr in Kopenhagen, sie durfte ohne Wissen der Behörden in einem Waldsanatorium für Lungenkranke auf dem Lande arbeiten. Kurze Zeit vor dem Einzug der Deutschen hatte sie einen dänischen Patienten geheiratet. Die Ehe war sehr glücklich, sie glaubte, endlich etwas freier atmen zu können. Im Sanatorium arbeitete sie ohne Bezahlung; aber eine ihr völlig unbekannte dänische Ärztin, die von ihrem Schicksal hörte, sammelte Geld und stellte ihr ein Konto zur Verfügung mit dem einzigen Zusatz, sie möchte, wenn es ihr einmal gut ginge, für andere Menschen etwas Ähnliches tun. Der Einzug der Deutschen verlief für sie ruhig. Sie wohnte nun mit ihrem Mann in Kopenhagen, bis eines Nachts unter dem Schutz von Luftalarm die erste große Judentransportation in Dänemark erfolgte. Am Morgen liefen die Schiffe aus, auf denen die Unglücklichen gesammelt wurden. Auf diese Nachricht hin forderte die schwedische Regierung durch das Radio alle Verfolgten auf, als Gäste in ihr Land zu kommen. Hastig ordneten dänische Freunde die Flucht. Irgend jemand bezahlte Kr. 500,— für die heimliche Überfahrt. Es folgte ein kurzer verzweifelter Abschied von ihrem

Mann, der Weg zum Hafen in hereinbrechender Nacht, dann wurde sie mit fünf Leidensgenossen im Frachtraum eines Kutters zusammengepfertcht. Sie durfte nichts mitnehmen als das, was sie am Leibe trug, aber die Fahrt war vom Glück begünstigt. In zwei Stunden erreichte das Boot die Wasserscheide. Als der Kutter in den Hafen einlief, wurde er von einer frohlockenden Menschenmenge begrüßt. So empfing Schweden die Geretteten. Die großen Städte Schwedens, in denen die Emigrantin Freunde hatte, blieben den Flüchtlingen verschlossen, aber hier erlebte sie zum ersten Male, daß ein Land noch am Tage ihrer Ankunft die Arbeitskarte ausstellte. Sie erhielt nach vielen vergeblichen Versuchen eine Anstellung in einem großen Institut für Tierversuche in Upsala. Dann kamen die langen zermürenden Jahre, in denen sie immer wieder dachte, der Tag der Rückkehr nach Dänemark und die Wiedervereinigung mit ihrem Mann müsse endlich kommen. Einen Monat vor dem Zusammenbruch des Hitlerregimes erhielt sie aus Kopenhagen die Todesnachricht ihres Mannes. Das Schiff, das vier Wochen später die befreiten Flüchtlinge über den Sund nach Dänemark brachte, trug auch sie zurück. Der Leidens-

weg war zu Ende, aber wieder erwartete sie ein leeres Heim, und noch einmal mußte sie daran gehen, sich ein neues Leben aufzubauen.

In die Reihe der seltsamen Schicksale, die mit dem Büro Grüber verknüpft sind, gehört auch der Fall des Hermsdorfer Kaufmanns K., der für eine bekannte Berliner Firma im Jahre 1938 nach Südafrika ging und dort ausgewiesen wurde, weil er – zwar jüdischer Abstammung – das Land aber nicht als Emigrant betreten hatte. Durch Vermittlung des Büros Grüber wurde ihm seine in Deutschland verbliebene Frau entgegengeschickt, die versuchen sollte, für ihn die Einreisegenehmigung für England oder Holland zu erwirken. Frau K. steht noch heute lebendig vor Augen, wie sofort bei Betreten holländischen Bodens die Verbindungen ineinander griffen, die Grüber ihr durch seine Beziehungen geschaffen hatte. Menschen, die ihr völlig fremd waren, erwarteten sie an vorherbestimmten Orten, drückten ihr Geld in die Hand, wiesen sie von einer Stelle zur anderen, bis sie das Schiff erreichte, das ihren Mann aus Südafrika brachte. Sie war völlig fremd und ohne Geldmittel in ein unbekanntes Land gekommen, und plötzlich tauchten überall Freunde und Helfer auf, und es zeigte sich,

daß alle ihre Wege im voraus bis in die kleinsten Einzelheiten hinein durchdacht waren. Zwar gelang es weder in England noch in Holland, ihrem Manne die Einreise zu ermöglichen, er mußte nach Deutschland zurück, aber man beschaffte ihr eine Kabine neben der seinigen, und als das Ehepaar in Berlin eintraf, war wieder das Büro Grüber da, bereit, von neuem zu helfen und weiter zu raten.

Von Zeit zu Zeit ergab sich damals für Pfarrer Grüber selbst die Möglichkeit, das neutrale Ausland zu besuchen. Jede dieser Reisen nahm er zum Anlaß, Verbindungen für seine Freunde in Deutschland anzuknüpfen, und den Menschen, die in die Emigration gegangen waren, die Liebeszeichen der Heimat zu überbringen. Davon sprechen viele Briefe und Darstellungen, die auf jene Zeit zurückgreifen. Wir bringen hier eine solche Erinnerung, die von einem deutschen Ehepaar stammt, das durch die Hilfe des Büros Grüber nach Holland auswandern konnte.

„Es ist ein Junitag im Jahre 1939. Die Sonne scheint, und wie stets weht ein frischer Nordseewind. In dem kleinen Städtchen Schoorl in Nordholland liegt durch einen breiten Dünengürtel vom Meer getrennt das Broederschatshuis der Doopsgezinde. Vor dem Tor

stehen eine Menge Männer und Frauen, ein Auto fährt fort, Tücher und Hände winken. — Nur wenige Stunden war Pfarrer Grüber zu Besuch. Mit bewegten Gesichtern gehen die Menschen auseinander; die alte Frau, deren Kinder daheim in Berlin der Pfarrer grüßen wird, der junge Mann, dem er das Leben rettete; die ganze Gruppe, die durch ihn nach Holland kam. Merkwürdig, daß ein Mann der Kirche helfen durfte. Jener Kirche, an der man in den dunkelsten Stunden irre werden wollte, weil so vieles, was da geschah, nicht paßte für die Nachfolge des *Einen*, dessen Namen sie doch alle tragen.“

Ein anderer Brief, der am 6. Juli 1945 in einer der größten Zeitungen in Übersee erschien, berichtet folgendes:

„Es war 1940, im siebenten Jahre des Naziunheils. Ein Jahr früher bin ich aus Deutschland gegangen. Ich lebte in Basel in der Schweiz. Eines Morgens lag auf meinem Tisch eine Nachricht, durch welche ich um einen telefonischen Anruf zu einem persönlichen Treffen gebeten wurde. Der Name des Schreibers war mir unbekannt, die mir aufgegebene Telefonnummer gehörte einem der bekanntesten Theologieprofessoren der Universität.

Am nächsten Tage stand ich an der verschlossenen, in eine hohe Mauer eingelassenen Holzpforte am Oberen Heuberg Nr. 33. Im Angesicht der alten, burgähnlichen Anlage währte ich mich um Jahrhunderte zurückversetzt. Ich bewegte den altertümlichen Klingelzug, der das ferne Läuten einer Hausglocke hören ließ, wie ich solche aus meiner Kindheit her kannte. Auf dem Kiesweg knisternde Schritte, ich wurde eingelassen. Hinter einem Vorgarten stand das alte Patrizierhaus. Innen im Vestibül legten schwere Balken an der Decke und wunderschönes Holzgetäfel an den Wänden Zeugnis alter höchster Kultur ab. Aus meinen stillen Betrachtungen werde ich durch einen freundlichen Gruß und einen festen Händedruck von einem mittelgroßen, aus gütigen Augen schauenden Herrn in die Wirklichkeit zurückversetzt. Er komme aus Berlin und sei Leiter christlicher religiöser Missionen. Mit Schwierigkeiten hätte er seinen Auslandspañ, der ihm das Überschreiten der deutschen Grenze erlaube, erhalten; er glaube, zum letzten Male sei ihm dieser Vorzug gestattet worden. Er sprach liebe, von Herzen kommende und zu Herzen gehende Worte zu mir. Ich sollte nicht verzweifeln, und meine Freunde ließen mir sagen, daß ich jeden

Tag dafür danken solle, der Nazihölle entronnen zu sein. Er gab mir Adressen von Schweizer Freunden. Er gab mir aber viel, viel mehr: Zuversicht und Hoffnung, die ich, herausgerissen aus einem normalen Leben, gänzlich allein dastehend, verloren hatte. Lange noch zehrte ich aus dieser Unterhaltung. Einige Monate später erhielt ich eine Nachricht, aus der ich schließen mußte, daß dieser gütige Menschenfreund im Konzentrationslager sei.

Und nun habe ich vor wenigen Tagen von ihm ein Lebenszeichen gelesen!

Mein Bekannter vom Jahre 1940 ist zweifellos derselbe Pastor Grüber, von welchem dieser Tage eine vom Office of War Information in Washington in allen amerikanischen Zeitungen lancierte Meldung stand, daß Pastor Grüber in Kaulsdorf auf Ansuchen des Bürgermeisters zu den im Schulhof versammelten Jungen und Mädchen eine Antinazirede gehalten hat, aus der hervorgeht, daß dieser brave tapfere Mann seiner Gesinnung treu geblieben ist und die Hoffnung auf die Umerziehung der von den Nazis verdorbenen Jugend nicht verloren hat.

Ich grüße Sie, Pastor Grüber, aus weiter Ferne. Es war ein glücklicher Augenblick in meinem Leben, als

ich von Ihnen las. Ich drücke im Geiste in nie verlöschender Dankbarkeit ihre und aller meiner Freunde gütigen Hände.

Eugene Lawen.“

Von jedem dieser Auslandsbesuche brachte Pfarrer Grüber neue Impulse für die Arbeit seines Büros mit.

Man hatte das Haus an der Stechbahn in verschiedene Abteilungen getrennt, die alle in kleinen Zimmern untergebracht waren. Da war neben der schon erwähnten Abteilung für Auswanderung und der Rechtsabteilung unter der Leitung von Dr. Auerbach die seelsorgerische Abteilung, der Pfarrer Werner Sylten¹, der später im Konzentrationslager Dachau ermordet wurde, mit nie versagender Geduld und Freundlichkeit vorstand. Die Jugendlichenfürsorge und -erziehung unterlag Fräulein Philippi. Die schwierigen Verhandlungen mit Behörden und Verwaltungsstellen hatte Ministerialrat Paul Heinitz zu führen.

Einmal in der Woche fanden sich die Mitarbeiter zu einer Besprechung zusammen, bei der man untereinander Erfahrungen austauschte und neue Wege zur Hilfe suchte. Jeder Sachbearbeiter mußte über

¹ Siehe Schrift von Propst D. H. Grüber über Werner Sylten: „In memoriam Werner Sylten“.

sein Referat berichten. Pfarrer Grüber selbst hatte auch Telegrammmöglichkeiten. Er durfte unter Kontrolle der Gestapo im jüdischen Logenhaus Telegramme, jedoch nur in beschränkter Anzahl, aufgeben.

Die Ströme der Menschen, die die Stechbahn besuchten, hörten niemals auf. In vielen Briefen, die uns vorliegen, wird heute noch bezeugt, daß niemand ohne Rat, Trost oder sonstige Hilfe aus diesem Hause ging. Die Mitarbeiter, an ihrer Spitze Grüber, über denen ständig der Schatten des Konzentrationslagers hing, verstanden es, eine Atmosphäre zu schaffen, die trotz allen Schreckens fröhlich und getrost war.

Es liegt ein Brief von Pfarrer Dr. Freudenberg aus Genf vor uns, der davon erzählt:

„In aller Not und Drangsal der damaligen Zeit, in der wir die Behandlung der Juden und Judenchristen als tiefe Schmach empfanden, war der frische und trotz allem fröhliche Geist an der Stechbahn eine wahre Erquickung. Ich habe manchen Menschen gesehen, dem ganz praktisch und unmittelbar geholfen wurde, sei es durch die eingerichteten Schulen, eine Handreichung, eine Arbeit oder durch Vermittlung der Auswanderung; und ich habe auch viele gesehen,

denen nicht materiell geholfen werden konnte, die aber doch fröhlich und getröstet das Büro verließen, weil sie wirkliche Brüderschaft erfahren hatten.“

Heute noch erinnern sich die wenigen Überlebenden dieser Zeit an das Weihnachtsfest 1938, das in der Wohnung des Pfarrers Freudenberg in Dahlem stattfand, und gedenken des Gottesdienstes, der alle zu einer Gemeinschaft zusammenschloß.

In einer Zeit, die alles, was die Würde und den Sinn eines Menschenlebens ausmacht, tödlich gefährdete, gab es doch Episoden, in denen jäh wie im Schein eines Blitzes der Grund sichtbar wurde, auf dem die beiden Gegner standen. Solch eine Stunde war es, als einer der Oberführer der Gestapo – sein Name war Eichmann – eines Tages in seinem Amtszimmer eine Unterredung mit Pastor Grüber hatte. Eichmann selbst stammte aus einer Templerkolonie in Palästina, jenem einst berühmten Orden, der sich in der Zeit des Nationalsozialismus in so starkem Maße mitschuldig machte. Immerhin war bei einem Gestapoführer, der einer Templerkolonie entstammte, ein gewisses biblisches Erbe vorauszusetzen. Das Gespräch zwischen den beiden Männern verdient, nicht vergessen zu werden.

Eichmann: „Erklären Sie mir den Grund, warum Sie sich so für diese Juden einsetzen. Sie haben keine jüdische Verwandtschaft, Sie haben es nicht nötig, für diese Menschen einzutreten. Niemand wird es Ihnen danken! Ich begreife nicht, *warum* Sie es tun!“

Grüber: „Sie kennen die Straße von Jerusalem nach Jericho? Auf dieser Straße lag einmal ein überfallener und ausgeplünderter Jude. Ein Mann, der durch Rasse und Religion von ihm getrennt war, ein Samariter kam und half ihm. So ist uns allen zugerufen worden: gehe du hin und tue desgleichen.“

Eichmann stutzte einen Augenblick. Wer kann jemals sagen, was in diesen Minuten in seiner Seele vorging? Wenn damals ein Hauch der Menschlichkeit sein Gewissen streifte, so verging diese Regung sofort. Er verabschiedete Grüber, und in der Zukunft sollte sein Name für Unzählige zu einem Fluch werden.

Das zwiefache Gesicht dieser Zeit zeigte sich in einer Reihe seltsamer Erlebnisse, derer sich die wenigen überlebenden Mitarbeiter des Büros noch heute entsinnen. Da war jenes junge Mädchen, das als angeblicher Flüchtling mit ihrem Bruder bei einem Berliner Pfarrer lebte, der jedoch nicht wußte, daß es sich hier um eine Glaubensjüdin handelte. Das Mädchen ver-

traute sich Pfarrer Grüber an und saß seitdem an jedem Sonntag unter seiner Kanzel in Kaulsdorf; freitags aber feierte sie mit ihrem Bruder Sabbatbeginn und zündete die Lichter an. Da niemand ihre Abstammung kannte, wurde sie als Stabshelferin zum Generalkommando eingezogen. Um ihr Leben und das ihres Bruders zu retten, entschloß sie sich, ihre Rolle weiterzuspielen. Bei einer Weihnachtsfeier im Stabsquartier der Wehrmacht verlas sie eine Predigt Grübers und konnte erleben, wie ihre Hörer durch die Botschaft des Evangeliums ergriffen wurden. Da gelang es der Gestapo eines Tages, ihren Bruder festzunehmen. Er wurde im Polizeikeller bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen. Darauf ging die Schwester in ihrer Wehrmachtsuniform zur Gestapo und bekannte sich zu ihrem wirklichen Namen. Es gelang ihr, zu erreichen, daß man sie mit dem Bruder zusammen einsperrte, und trotz der primitiven Mittel konnte sie ihn gesundpflegen. Auf dem Transport nach Auschwitz glückte es beiden, bei einem Fliegerangriff den Häftlingstransport zu verlassen. Sie fanden einen befreundeten Pfarrer, der es wagte, sie zu verbergen, und so wurden beide gerettet.

Auch besondere Fügungen erlebten die Mitarbeiter

der Hilfsstelle. In den Septembertagen des Jahres 1938 predigte Pfarrer Grüber über den Psalm 126: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird...“ in seiner Kirche in Kaulsdorf. Aus den Kreisen der Verfolgten wurde der Wunsch laut, diese Predigt drucken zu lassen, damit sie auch allen denjenigen zugänglich gemacht werden konnte, denen in den kleinen Gemeinden das Gotteshaus verschlossen war. Durch ein Versehen des Büros kam die Predigt erst Anfang November zur Versendung und erreichte viele Häuser gerade zu einem Zeitpunkt, als die erste große Welle der Judenverfolgung durch das Land ging.

So haben viele die Predigt dann noch bei ihrer Verhaftung mitgenommen, und sie hat in den Konzentrationslagern manch einen aufgerichtet und gestärkt. Auch heute trifft man immer noch Verfolgte, die diese Predigt durch die Schrecken der Zeit hindurch gerettet haben und fast wie einen Talisman mit sich tragen.

Wie alljährlich, so hatte auch im Jahre 1940 das Büro zur Advents- und Weihnachtsfeier zusammengebeten. Die Adventsfeiern, die im Hause Oranienburger Straße angesagt waren, standen bereits unter

dem Druck der kommenden unheilvollen Ereignisse. Pfarrer Grüber sprach in seiner Andacht über das Wort: Das Volk, das im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht. Als er vorzeitig den Raum verlassen mußte, um noch zu einer Feier der holländischen Gemeinde zu gehen, da streckten sich ihm alle Hände entgegen, wengleich keiner hätte voraussagen können, daß dies das letzte Zusammensein war und der nächste Sonntag Grüber schon im Konzentrationslager finden würde.

Die Bescherung der Kinder war für den 19. Dezember angesetzt, den Tag, an dem Grüber verhaftet wurde, und als die Gestapo in das Büro eindrang, fand sie die Mitarbeiter damit beschäftigt, den Weihnachtstisch für die Kinder aufzubauen. Jede Tätigkeit mußte sofort eingestellt werden. Das Telefon wurde gesperrt, die Kasse und sämtliche Akten beschlagnahmt. In dem großen Empfangsraum durften die Mitarbeiter Abschied von Pfarrer Grüber nehmen. Sie alle, und in erster Linie Grüber selbst, hatten das Ende vorausgesehen, aber sie nahmen auch dies aus der Hand eines Höheren.

Die Mitarbeiter des Büros gehörten zu dem Kreis der Verfolgten und wußten, daß sie mit ihrer Tätig-

keit eine Möglichkeit hatten, ihr eigenes Los und das ihrer Schicksalsgenossen zu mildern; an ihrer Spitze aber stand ein Mann, der durch die Fortführung dieser Arbeit nichts als Schmach und Verfolgung für sich und seine Familie ernten konnte. Pfarrer Grüber und sein Freund Sylten hatten beide als evangelische Christen ihre Verantwortung dem Nächsten gegenüber erkannt, beide hatten Mut genug, um die Front der Schweigenden und Zurückweichenden zu durchbrechen und sich an die Seite derer zu stellen, die verfolgt wurden. Gerade das aber war es, was den Mitarbeitern und Unzähligen, die von dieser Arbeit hörten, die besondere Kraft für ihren Dienst gab und sie in die Verbundenheit der großen Bruderschaft des christlichen Glaubens stellte. Eine in sozialer Arbeit stehende Frau aus dem Kreise der Verfolgten berichtete später, wie sie am Tage nach Grübers Verhaftung zufällig zur Stechbahn kam und dort mitten unter den verzweifeltsten Menschen stand, die das Büro verschlossen fanden. Sie habe selten soviel Kummer und Verzweiflung erlebt wie in jenen Tagen, als viele glaubten, ihren letzten Schutz verloren zu haben.

Kurz vor seiner Verhaftung hatte Pfarrer Grüber wie an allen Festtagen den Betreuten ein Grußwort

geschickt, diesmal zu Weihnachten und zum Jahresfeste über die Verheißung Jesu: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende“. Auf dem Titelblatt war ein Kreuz, in dessen vier Feldern die Worte standen: „Du bist nicht allein“. Pfarrer Grüber erzählte später immer wieder, wie noch nie eine Predigt, die er für eine Gemeinde gehalten hatte, so zu ihm selbst gesprochen war. In dieser Gewißheit ging er dann auch den schweren Weg durch das Lager. Seine Einlieferung erfolgte in Sachsenhausen am Sonnabend vor dem 4. Advent, und als die Adventsglocken des nahen Oranienburg über das Lager klangen, brachten sie ihm die Worte der Epistel dieses Sonntags mit: „Freuet euch in dem Herrn allewege und abermals sage ich, freuet euch. Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe.“

Am schwersten Tage seines Konzentrationslageraufenthaltes, als er durch einen Herzanfall an den Rand des Grabes gebracht wurde, fand er in der Herrnhuter Losung das Wort 1. Mose 41, 52: „Gott hat mich wachsen lassen im Lande meines Elends.“

Nach dem Zusammenbruch der Arbeit und der Einlieferung Grübers in das Konzentrationslager Sachsenhausen hat die Bekennende Kirche in ihrer Ge-

samtheit die Aufgaben übernommen, die von dem Büro Grüber nicht mehr geleistet werden konnten. Die Bodelschwingschen Anstalten Lobetal bei Berlin mit ihrem Anstaltsleiter Pastor Braune und Hunderte von Pfarrhäusern in allen Teilen Deutschlands öffneten sich nun für die Illegalen und Verfolgten. So nahm Pastor Braune in Lobetal eine Mitarbeiterin des Büros Grüber auf, die als Sternträgerin zur Deportation aufgefordert, im letzten Augenblick flüchten konnte. Dadurch, daß er ihr Schutz gewährte, ungeachtet aller ihm und der Anstalt drohenden Gefahren, rettete er ihr Leben. Sie ist jetzt als Geschäftsführerin der Evangelischen Hilfsstelle wieder in ihrem ehemaligen Aufgabenkreis tätig. Damals bildete sich eine besondere illegale Organisation zur Beschaffung von Lebensmittelkarten und Papieren. Manche der tapferen Frauen, die in dieser Arbeit standen, haben ihren Einsatz mit dem Tode und mit Freiheitsentzug bezahlt. Über die geistige Situation dieser Helfer befindet sich in dem schon erwähnten Aufsatz von Helene Jacobs „Illegalität aus Verantwortung“ eine eindrucksvolle Schilderung.

„So konnte man nicht weiterleben. Denn es *war* etwas geschehen; und es geschah noch ständig etwas,

an dem wir alle zutiefst beteiligt waren. Beteiligt durch unsere menschliche Verbundenheit mit den auf grausame Art gequälten Opfern; beteiligt aber auch, als Gemeinschaft durch unsere Verantwortung für diese Verbrechen, die in unserer Mitte ungestraft geschehen konnten. Die Bedrückung dieser Verfolgten war ja nicht nur durch die angewandten Mittel, durch ihr pausenloses Andauern und ihre Unentrinnbarkeit furchtbarer als andere Grenzsituationen äußerster Not und Verelendung, sondern die Lage war dadurch ganz besonders schuldvoll, weil hinter allem der legalisierte Vernichtungswille der staatlichen Obrigkeit stand.“

Man kann sich heute schwer ein Bild von den Gewissenskonflikten machen, in die die Helfer oft gerieten. Sie waren gezwungen, mit kriminellen Elementen zusammenzuarbeiten, und mußten der Obrigkeit gegenüber zu jeder Lüge und zu jeder Täuschung bereit sein. Sie stellten, wo es sein mußte, Kennkarten, Postausweise, Wehrpässe und Arbeitsbücher zur Verfügung. Sie stahlen oder fälschten Lebensmittelkarten und arbeiteten mit bestochenen Elementen der Gestapo zusammen, um verfolgte Freunde den Grenzübergang zu ermöglichen.

Zu denjenigen, an die sich der Kreis der Helfer immer wieder wenden konnte, gehörte neben dem früheren Oberregierungsrat Franz Kaufmann, der sein Leben für diesen Dienst am Nächsten hingab, auch Pastor Burckhardt und seine Frau. Beide waren Menschen, denen jede Lüge widerstrebte, und doch gingen sie, um der Liebe zu den Ausgestoßenen willen, jeden Weg, der sich als notwendig erwies. So gelang es durch das Zusammenwirken vieler Kräfte, so manchen der zum Untergang Bestimmten zu retten. Das Leben, das viele in der Illegalität führen mußten, war beispiellos schwierig und aufregend, und nicht alle waren ihm gewachsen. Es war wahrscheinlich überhaupt nur zu ertragen durch das Bewußtsein, daß es irgendwo einen Kreis von Menschen gab, der es fürbittend mittrug.

Helene Jacobs gibt in knapper Form die Erlebnisse einer in die Illegalität gegangenen Fürsorgerin wieder, die durch ihr Untertauchen gerettet wurde und nach dem Zusammenbruch eine Zeitlang die Fürsorgeabteilung der Evangelischen Hilfsstelle leitete.

„Eine Krankenschwester, nicht mehr jung, lebens-tüchtig und ganz auf sich selbst gestellt, glaubte eines Tages am Ende zu sein. Sie hatte alle Stadien der

Verzögerungskunst unverdrossen durchlaufen. Rechtzeitig gewarnt, als ihre Berufskategorie für die Verschleppung vorgesehen war, hatte sie die Fabrikarbeit aufgenommen. Ohne viel Aufhebens hatte sie an der Stanzmaschine gestanden und alle Mühsal dieses Lebens mit Gelassenheit hingenommen, dabei noch Zeit gefunden, nach der anstrengenden Fabrikarbeit abends in jüdischen Familien ihre Krankenpflege fortzusetzen, eine unglaubliche Leistung! Aber nun stand sie auf der Verschleppungsliste. Die Reklamation ihres Chefs half nichts mehr. Als Franz Kaufmann zu ihr kam, um sie zu besuchen, hatte sie neben sich die Spritze liegen, die ihre letzte Zuflucht sein sollte, wenn die Gestapo sie holen würde. Sein liebevolles Zureden überwand ihre Scheu vor der Belastung, die sie, gewohnt, anderen beizustehen, für den Helferkreis sein würde, wenn sie nun verborgen werden mußte. Sie wagte den Sprung ins Nichts und überwand alle Schwierigkeiten durch ihre selbstverständliche einführende Art. In den ersten Tagen hatte sie nur ein grausiges Nachtlager in einem winzigen Loch, in dem sie sich tagsüber nicht aufhalten durfte. Für den Tag war sie auf Tageskinos, Warenhäuser und die Straße angewiesen. Dort trieb sie sich mit harm-

loser Miene herum, ständig vor einer gefährlichen Begegnung zitternd. Nach einiger Zeit bekam sie ein besseres Quartier, in dem sie bleiben konnte, bis die Vorbereitungen für eine Reise beendet sein würden. Mit einer Augenklinik war verabredet, daß dort eine Verfolgte als Angestellte ohne polizeiliche und kartemäßige Anmeldung aufgenommen werden sollte. Um dorthin reisen zu können, mußte sie aber einen Ausweis haben, der der Eisenbahnkontrolle standhalten konnte. Kaufmann war schon seit längerer Zeit bemüht, dieses Problem zu lösen. Er hatte Beziehungen zu Personen aufgenommen, die ihre Ausweise zur Verfügung stellten. Damit war es aber nicht getan. Die Ausweise mußten, um brauchbar zu sein, gefälscht werden. Die Inhaberin des Ausweises hatte ferner zur Bedingung für die Übergabe gemacht, daß der Name und die Nummer ein wenig verändert würden. So wurde ein Fälscher gesucht. Der erste Versuch war noch ziemlich ungeschickt. Trotzdem kam die namenlose Angestellte durch. Sie konnte nach dem Zusammenbruch ihre wirkliche Existenz wieder aufnehmen und ist heute unter uns tätig.“

Vom ganzen Ausland her, vor allem von der Schweiz und von Schweden, wurde mit Bangen und Sorgen

all dieser Menschen gedacht. Immer wieder wurde versucht, die Verbindung mit Deportierten aufzunehmen, Liebeszeichen an frühere Mitarbeiter des Büros Pfarrer Grüber nach Warschau zu schicken und die Arbeit von Männern, wie Franz Kaufmann, zu unterstützen, der für diejenigen, die in die Illegalität gehen mußten, beispiellos kühne Wege der Hilfe fand.

Es bildete sich eine Gemeinde, in der ein Glied das andere trug und stützte.

„So liegt“, sagt Pfarrer A. Freudenberg, „über der Erinnerung an jene Zeit immer wieder der Schatten, daß viele Hilfe zu spät kam; zugleich leuchtet aber der Trost hindurch, daß Gott auch in diesem Grauen Menschen gesammelt hat, die in seinem Namen dienten und über diesem Dienst selbst getröstet wurden.“